

## **Predigt des Gottesdienstes vom 31. Oktober 2021 in Rohrbach (Erntedankgottesdienst)**

Text: Lukas 17, 11-19

Liebe Gemeinde

Auf youtube – einer meiner Lieblingsplattformen im Internet – bin ich auf einen Beitrag gestossen, in dem ein Deutscher von seinen Erfahrungen in der Schweiz berichtet.

Das ist natürlich nicht nur für Deutsche spannend, die bei uns Ferien machen oder leben wollen, sondern auch für uns selbst.

Zum Beispiel ist ihm aufgefallen, dass wir überaus grosszügig sind im Danken. Wenn Schweizer einen Zebrastreifen überqueren, so seine Beobachtung, dann danken sie den Autofahrern für's Anhalten. Obschon die Fussgänger doch Vortritt haben und das Auto verpflichtet ist, anzuhalten ... Bingo. Auch ich danke, wenn ich über einen Fussgängerstreifen gehe.

Oder beim Einkaufen – das geht bei uns selbst bei einem Brötchen nicht unter 5 Mal «Danke». «Darf es sonst noch etwas sein?» – «Nein danke» – «Dann wären das 1.30.- (Geld wird bezahlt). Stimmt genau, Danke.» – «Danke Ihnen» – «Auf Wiedersehen, danke.» – «Danke. Auf Wiedersehen.» In Deutschland geht es offenbar ganz gut auch ohne.

Sind wir Schweizer ein dankbares Volk? Oder einfach nur ein höfliches. Und worin liegt der Unterschied?

Von Jesus ist eine Geschichte zum Thema überliefert. Da sind zehn Aussätzige – eine Krankheit, die damals weit verbreitet war und unterschiedliche Ursachen haben konnte. Nicht immer handelte es sich um Lepra, die gefährlichste Variante davon. Immer aber führte Aussatz dazu, dass Menschen ausgegrenzt wurden. Nach dem Gesetz in den Mose-Büchern galt man als unrein, bis der Ausschlag wieder verschwunden war. Das konnte lange dauern. Wer unrein war, durfte mit niemandem Kontakt haben, niemanden berühren. Das war gut gemeint und funktionierte ursprünglich wohl als eine Art Quarantäne zum Schutz des Volkes. Für die Betroffenen hingegen war es eine Katastrophe. Und mit der Ausgrenzung kamen die quälenden Fragen: Was habe ich falsch gemacht, dass Gott mich so straft? Wieso heilt er mich nicht? Aussen-seiter sehen hinter die Fassaden. Da sieht man so manche Schwachheit und Schwäche von anderen, die sich bester Gesundheit erfreuen. Das Leben ist nicht fair.

Wen wundert's dass die Armen und Elenden sich zusammengefunden haben zu einer Schicksalsgemeinschaft? Not verbindet – im Beispiel aus unserem Text sogar Menschen, die sonst keinen Kontakt zueinander haben. Juden und Samariter zum Beispiel.

Als Jesus vorbeikommt, rufen sie. Sie dürfen nicht in seine Nähe kommen, aber auf sich aufmerksam machen dürfen sie. Sie tun es mit der Kraft von Menschen, die da plötzlich eine winzige Chance auf Heilung erkennen. Für Jesus reicht es, um darin ein Stück Hoffnung und Glauben zu erkennen. Seine Heilungen haben nur dort funktioniert, wo ein Quentchen Glaube und Hoffnung dabei war. Er selbst hat das jeweils als ein Zeichen gesehen, dass Gottes Heil bei einem Menschen ankommen kann. Jesus ermutigt die Menschen stets, ihr kleines bisschen Glauben und ihre winzige Hoffnung nicht gering zu schätzen, sondern sich damit auf einen Weg zu machen. Und auf einen Weg schickt er auch die Aussätzigen: *«Geht und zeigt euch den Priestern.»* Zu den Priestern geht man – eigentlich – erst, wenn der Aussatz verschwunden ist. Sie figurieren zu jener Zeit als Experten, die eine Heilung feststellen und bestätigen können. Damit heben sie dann auch den Zustand der Unreinheit wieder auf. Diese Heilung ist zwar noch nicht erfolgt, aber die Gruppe gehorcht und macht sich auf den Weg. Und siehe da: *«Während sie unterwegs waren, wurden sie geheilt und rein.»* (V 14)

Was nun? Sie haben einen klaren Auftrag: Zeigt euch den Priestern. Dürfen sie von diesem Befehl abweichen? Was geschieht, wenn sie etwas anderes tun? Sie, die vielleicht jahrelang krank waren, wollen nichts riskieren. Ein einziger kehrt um, tut nicht, wie ihm aufgetragen worden ist. Und natürlich ist es der Samariter, das schwarze Schaf unter ihnen. Er lässt es sich nicht nehmen, Gott zu loben und Jesus zu danken. Die Priester können warten. Dazu könnte man wieder eine ganze Predigt machen. Für heute mag genügen, dass er in seiner Spontaneität offenbar das Richtige gemacht hat. *«Ist sonst keiner zurückgekommen, um Gott die Ehre zu geben?»* fragt Jesus am Schluss der Geschichte.

Und wir wollen aus ihr drei Gedanken mitnehmen:

### *Dankbarkeit ist eine Suche nach Gott*

Wer dankbar ist, sucht einen, dem er danken kann. Manchmal sind es Menschen, die einem Gutes tun, manchmal sind es Umstände, für die man froh ist. Im Grunde aber spüren Dankbare jedoch, dass nichts in ihrem Leben selbstverständlich ist, und sie schreiben auch nicht alles, was gut läuft, auf ihr eigenes Konto. Das war beim Samariter offenbar auch der Fall: Während die anderen vielleicht gedacht haben, sie hätten Besseres verdient als die Krankheit, und Gott sei gerade dabei, einen Irrtum zu klären, einen Fehler wiedergutmachen, kann sich der Samariter nichts auf seine Verdienste einbilden. Er ist unverdient beschenkt begnadigt und geheilt worden.

Das ist bis heute so. Dankbarkeit entsteht nur dann, wenn wir etwas von diesem Unverdienten spüren. Das tut dem Blutdruck gut, ja – vom Leben beschenkt zu werden. Selbst Mediziner bestätigen das heute. Aber bei Jesus geht es nicht darum. Die Dankbarkeit des Samariters hat ihn zu Gott geführt. Dankbarkeit ist ein Kompass, der uns mit Gott in Kontakt bringen will. Schade, dass das heute so viele vergessen haben.

### *Dankbarkeit lässt uns Gott finden*

Darum ruft Jesus zu einer Umkehr, und das tut er bis heute. Wenn wir dankbar werden, ist das im Grunde eine Einladung von Gott: «Ich meine es gut mit dir. Ich will dich begleiten und beschenken. Ich will, dass dein Leben mit all seinen Höhen und Tiefen etwas von mir widerspiegelt.» Ebendies hat der Samariter gemerkt. Er wusste wohl auch nicht, warum ausgerechnet er aussätzig geworden war. Aber wer im Leben nicht den Anspruch hat, für alles Gute selbst verantwortlich zu sein, zweifelt auch nicht gleich an Gottes Gerechtigkeit, wenn er mal Schweres tragen muss. Die Dankbarkeit des Samariters führt ihn dazu, Gottes Heil für ihn zu erkennen. Er kehrt eben nicht zurück zur Normalität, er braucht keine Priester, die ihm seine Heilung bestätigen. Als einer der wenigen seiner Zeit erkennt er in Jesus Gott selbst, Gottes Heil für uns.

Der Samariter wird damit auch einer der ersten, der die christliche Freiheit erfährt und sie von Gesetzlichkeit unterscheiden kann.

### *Dankbarkeit führt in die Freiheit des Glaubens*

Denn wir Menschen sind von Natur aus gesetzlich. Wir haben Angst, etwas falsch zu machen. Wir geben uns zwar überlegen und spotten über die gläubigen oder abergläubischen Zwänge unserer Vorfahren. Im Grunde aber sind wir nicht viel weiter als sie. Unsere Götter heissen heute nur anders: «Markt» und «Gesundheit», zum Beispiel, oder «Klima» und «Selbstverwirklichung». Immer sind sie verbunden mit der Angst, etwas falsch zu machen und dafür die Konsequenzen tragen zu müssen. Unsere Geschichte im Lukasevangelium zeigt: Wer in seinem Leben Gott danken kann, wer sein Wirken erkennt und Gottes Ja zu ihm spürt, wird frei von gesellschaftlichen Gesetzen, Zwängen und Erwartungen.

Liebe Gemeinde, heute sind wir da, um Gott zu danken. Für alles, was er uns an Gutem getan hat. Ist es wirklich Dankbarkeit oder nur Höflichkeit? Wie steht das bei uns Schweizern? Wie steht es bei Ihnen?

Wer Gott und den Menschen nur aus Höflichkeit dankt, wird damit aufhören, wenn es hart auf hart geht und die Zeiten angespannt werden ... das erleben wir aktuell gerade zur Genüge.

Wer hingegen das kleine Stück Dankbarkeit in seinem Herzen ernst nimmt, sich damit auf die Suche nach Gott macht, ihn in der Umkehr zu Jesus findet, ist gerettet.

Und wird ein Leben lang immer mehr Gründe finden, Gott zu loben und zu danken.

Amen. Fortsetzung folgt

*Pfr. Alex Kurz, Rohrbach*